

DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS

Gegründet am 22. März 1873.

Tokyo, No. 33.

Shanghai, Juni 1933.

NACHRICHTEN AUS DER GESELLSCHAFT

DAS TEUFELSFEST DER LAMAS IN DOLONOR.

Von Dr. O. Rheinwald, Shanghai.

Auszug aus einem Vortrag in der Ortsgruppe Shanghai.

Nachdruck aus dem China-Dienst, Shanghai.

Bei einer Reise in die Mongolei sieht man soviel Neues, Fremdartiges, daß man in einer kurzen Stunde nur sehr oberflächlich von allem erzählen könnte. Wenn ich daher echt mongolische Dinge wie Antilopen und Wölfe, Pferdemiche und Milchschnaps, Buttermilch und Kuhmist als Heizmittel kaum erwähne, so zweifeln Sie deshalb nicht an ihrem Vorhandensein. Auch über Klima, Boden, Wirtschaft und Sitten des Landes gäbe es sehr viel zu sagen.

Um aber ein Ganzes bieten zu können, möchte ich mich auf die Religion der Mongolen, den Lamaismus, und eine ihrer eindrucksvollsten Äußerungen, das Teufelsfest, beschränken, nur am Anfang den Weg zu den Lamas schildern.

Die Reise begann in Peking, mit 2 Besuchen. Die Lamas sind berüchtigt durch ihre Abneigung gegen Fremde, sodann findet man im Lande so gut wie keine Unterkunftsstätten. Da sind Empfehlungen an bestimmte Persönlichkeiten unbezahlbar. Glücklicherweise kannte mein Gefährte zwei mächtige Mongolen, einen weltlichen und einen geistlichen Herren, die beide in Peking wohnen. Der Weltliche ist ein Amban oder Statthalter, Gouverneur über einen großen Bezirk in Tschahar, der mongolischen Landschaft nördlich

Kalgan. Er ist zugleich Mongolenfürst und chinesischer Beamter, reist häufig nach Nanking, verbringt nur wenige Wochen in der lehmummauerten Burg seiner Heimat. Seine Hauptaufgabe ist es, den in Tschahar weiter vordringenden chinesischen Bauern Land anzuweisen, ohne die Mongolen in ihren verbrieften Rechten zu schädigen. Wir fanden ihn in einem der vielen roten Mauervierecke mit gelben Ziegeldächern im Norden Pekings. In einem dämmerigen kleinen Raum, den ein großer Eisklotz in der Mitte abkühlte, empfing uns ein mittelgroßer, zartgebauter Mann in dunkelblauem, einfachem Ischang, sah uns aufmerksam an, gab uns lächelnd die Hand. Ein kluger, knochiger Kopf, brauner Lippenbart. Einem unerfahrenen Auge schien er wie ein Chinese auszusehen. Von seinen zwei Kindern war eines ganz europäisch gekleidet, wie auch im Zimmer manche europäische Stücke wenig geschmackvoll aufgestellt waren. Von der chinesisch geführten Unterhaltung verstand ich nur soviel, daß in seinem Bezirk kürzlich Räuber gehaust hätten, daß sie aber von Soldaten vertrieben worden seien. Zum Schluß schrieb er uns auf mongolisch eine Empfehlung auf seine Visitenkarte. Die mongolische Schrift ist wie unsere, im Gegensatz zur chinesischen Bilderschrift, eine Lautschrift, wird aber wie das Chinesische von oben nach unten gelesen. Dagegen wird die tibetische Schrift, die die Lamas für ihre heiligen Bücher benützen, wie unsere wagrecht gelesen, erinnert sehr ans Arabische, soll auch aus Assyrien gebracht worden sein.

Der zweite Besuch galt dem Lamatempel in Peking, aber nicht der Halle mit den bettelnden Mönchen, sondern einer stillen Wohnung hinter verschiedenen Höfen, wo der Ba da Lama von Dolonor, d. h. der Große Lama, Erzabt oder Bischof, namens Ba wohnt. Das war ein kleiner dicker, sehr langsamer und vorsichtiger Herr mit großem Schnauzbart, braunem Ischang. Er tischt Tee und Zigaretten auf, aber die Unterhaltung will nicht recht in Schwung kommen. Er geht nie aus seiner undurchdringlichen Zurückhaltung heraus, doch erreichen wir den Zweck unseres Kommens: am nächsten Tag schickt er ein Schreiben an seinen Tempel, das sich als wahres „Sesam öffne dich“ erweisen sollte.

Natürlich braucht man einen großen chinesischen Reisepaß für Tschahar. Der in Schanghai ausgestellte gilt ja nur für das eigentliche China der 18 Provinzen. Diesen sowie einen Waffenschein für die Jagdgewehre besorgte die deutsche Gesandtschaft in Peking.

Die Fahrt nach Dolonor zerfällt in 2 Teile, die Bahnfahrt Peking-Kalgan und die Autofahrt von Kalgan nach Dolonor.

Die Strecke von Peking zum Nankaupaß ist ja den meisten China-Ausländern bekannt, weniger bekannt ist, daß die Pläne für diese erste rein chinesische Bahn von dem damaligen Eisenbahningenieur Herbert Hoover 1890-1900 entworfen wurden. Zwischen dem Nankaupaß und Kalgan fährt man durch eine breite überaus

fruchtbare Talebene, strotzend von Reis und Mais, die Äcker von Birken und Weiden umsäumt. In der Ferne, zu beiden Seiten die Berge, klar blau, gegen Abend purpurn und violett leuchtend. Mächtige hellbraune Lehmmauern umschließen die Städte, auf den Bahnhöfen stehen wohlgekleidete Soldaten und Polizisten, und Körbe voll herrlichen Obstes, Trauben, Äpfel, Pfirsiche und Melonen. Im ganzen eine Landschaft, die ohne besondere Reize allein durch ihre Fruchtbarkeit und ihren Wohlstand die Reise zu einem Vergnügen macht.

Spät abends erreicht man Kalgan, chinesisch Djang dja kou, eine Stadt, die wert wäre, mehr besucht zu werden, und wäre es nur ihres Hotels willen und ihrer frischen kühlen Luft. Das Hotel kehrt einem mit einer groben Lehmmauer den unschönen Rücken zu. Hat man aber einen Hof und zwei Tore hinter sich, so steht man in einem reizenden viereckigen Garten, in dem Rosen und Oleander blühen, einem wahren Paradies in der Staubwelt dieser Lössgegend. Rings um den Garten liegen wie in einem altrömischen Haus die Gastzimmer, alle Fenster und Türen ihm zugewandt. Wer immer in die innere Mongolei reisen will, muß in diesem Gasthause absteigen, Sven Hedin und Roy Chapman Andrews so gut wie unseresgleichen. Während unseres Aufenthalts fuhren drei starke neue Lastwagen weg, um eine künftige Autolinie nach Sinkiang zu erforschen.

Früher war Kalgan eine wichtige Handelsstadt. Der Verkehr mit der Mongolei blühte. Herden von Schafen, Pferden, Rindvieh wurden verhandelt, die Salzkarawanen aus der Steppe luden ab. Schafwolle, Kamelwolle und Pelze lockten auch europäische Kaufleute in die abgelegene Stadt. Umgekehrt rollten von hier die Wagenzüge bis hinauf nach Urga. Das erste Auto, das die Steppe sah, ein Kauf des lebenden Buddha von Urga, begann hier seine Fahrt. Seit die Russen die Äußere Mongolei unter ihren Einfluß gebracht und völlig gegen Süden abgesperrt haben, schläft Kalgan, macht aber immer noch einen sauberen, wohlhabenden Eindruck und durch die zwei- oder dreisprachigen Aufschriften auf den Läden: mongolisch, chinesisch und englisch oder tibetisch, den einer Grenzstadt. Auch unser Hotelwirt hat eine merkwürdig Geschichte. Vor dreißig Jahren, im Boxerkrieg, kam er als Hauptmann an der Spitze seiner Soldaten zum erstenmal ins Land. Später arbeitete er an der russischen Botschaft in Paris als Militärberater, noch während des ganzen Krieges. Nach dem Umsturz war er wie so viele Weißrussen mit seiner Frau in dies Grenzland gezogen und kann sich enttäuscht und verbittert schwer darin finden, daß das bolschewistische Rußland ihn wohl überleben wird. Man spricht mit den beiden am besten französisch, da sie kein englisch verstehen. Auf ähnliche Weise erfuhren wir später in der Mongolei von der Arktisfahrt des Zeppelin: Ein Russe las die Nachricht in einer Harbiner russischen Zeitung, übersetzte sie uns in ein primitives Chinesisch, das wir uns wieder ins Deutsche verdolmetschten. Es weht auch sonst ein

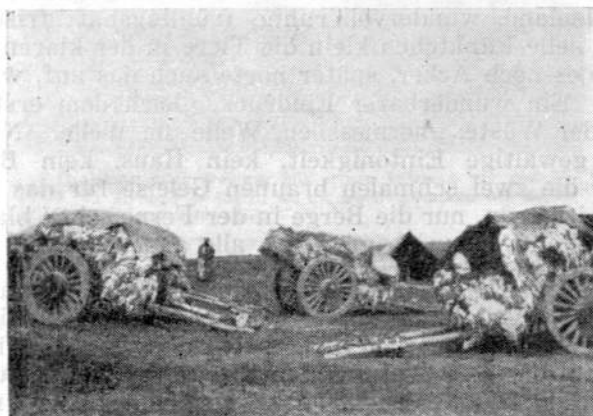
sich Welle um Welle in alle Unendlichkeit hin aus. Eine völlig unberührte Natur, so wie sie schon Dschenghiskhan erschaut.

Man begegnet vielen Ochsenkarren, ganz primitiven Gefährten ohne jeden Eisenteil, Pferdewagen und Reitern, dagegen keinen Kamelen; die werden im Sommer nicht benutzt, nur einmal trafen



Teil einer Karawane von Ochsenkarren, die aus entlegenen Gegenden des Nordens Holz in die baumlose Steppe führt.

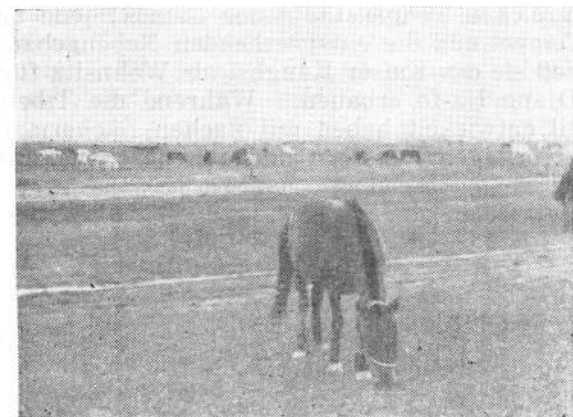
wir eine Riesenherde, die sich gleichsam in der Sommerfrische im Grünen erging, ohne zu arbeiten. Fußgänger gibt es in der Mongolei nicht, der Mongole ohne Pferd bewegt sich wie eine Ente auf dem Land, schwerfällig, unlustig; auf seinem Pferd dagegen ist er überall



Mit Wolle beladene Karren bei der Rast vor dem Tempel.

und nirgends, macht Wettrennen mit dem Auto, mit seinesgleichen, hütet Schafe, Pferde, Rinder, jagt Wölfe, wenn es sein muß, und Antilopen. Diese letzteren gibt es in ungeheurer Zahl. Wir sahen vom Auto aus erst einige hübsche rötlichgelbe Tiere ohne Geweih,

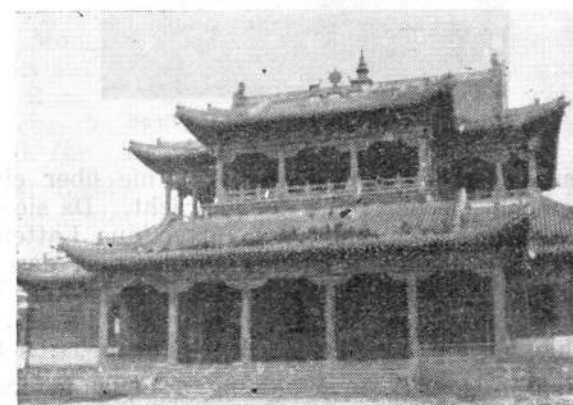
datauf eine Herde von vielen Hunderten. Sie sind gar nicht so schwer zu jagen, wie man glaubt. Im Vertrauen auf ihre fabelhafte Schnelligkeit lassen sie den Jäger auf 200 oder 300 m herankommen. Dann muß man freilich rasch treffen. Der Amerikaner Roy Chapman Andrews, der in den letzten Jahren mehrere große Reisen in die Mongolei unternommen hat, hat ihre Geschwindigkeit gemessen,



Die Steppe mit einer weidenden Pferdeherde bei Dolonor. In Wirklichkeit wirkt sie nirgends so eben, immer sieht man irgendwo in der Ferne Hügelwellen.

indem er mit dem Auto hinter ihnen drein raste, und behauptet, daß sie bestimmt 60 Meilen in der Stunde erreichten, während die Wölfe nicht über 35 gelangen.

Ohne wesentlichen Zwischenfall trafen wir am Abend des zweiten Tages in Dolonor ein. Der Mongolische Name soll „7 Seen“ bedeuten.



Der Osttempel von Dolonor, von Kaiser Kang-hsi erbaut.

Von diesen ist allerdings nichts mehr zu sehen, wohl aber mögen die gewaltigen weißen Sanddünen, die sich mitten aus dem Grünen rings

um die Stadt erheben, daran erinnern. Die Stadt selbst ist mit ihren etwa 10000 Einwohnern fast rein chinesisch. Die Leute leben vor allem von Handwerk und Handel, haben außerdem ein Gebiet blühender Gärten geschaffen und werden geschützt von mindestens 500 Soldaten.

Eine Viertelstunde entfernt, mitten in der Prärie, liegen die beiden umfangreichen Tempelstädte der Lamas; jede umfaßt wohl ein Dutzend Tempel und die entsprechenden Nebengebäude. Im 17. Jahrhundert ließ sie der Kaiser Kanghsi als Wohnsitz für den lebenden Buddha Djang-dja-fo erbauen. Während die Tibeter ja einen eigenen Baustil entwickelt haben mit flachen Dächern, fast glatten Mauern, trapezförmigen Fenstern und den flaschenartigen Türmen,



Tibetanische Tschorte beim Lamatempel
Dolonor.

Dschorten genannt, haben es die Mongolen nie über eine gewisse Umformung der chinesischen Bauweise gebracht. Da sie sonst keine Steinbauten kennen sondern nur ihre Jurten aus Latten und Filz, und die Tempel von Chinesen erbaut wurden, ist das nicht verwunderlich. Im ganzen sind die Tempel gut im Stand, wenn auch manche eine Ausbesserung seit Jahren nötig hätten. Daß sie meistens geschlossen sind, sichert ihnen einen gewissen Schutz.

Wir wurden in der leeren Wohnung des Ba da Lama aufgenommen, als wir seinen Brief zeigten. Ein typisch chinesisches einstöckiges Gebäude: ein großer wohlgepolsterter Kang, hübsche Möbel und Vasen, daneben der unvermeidliche europäische Kram: eiserne Gartenstühle, ein eisernes Bett, Wanduhren, die nicht gingen,

eine Menge Photographien von Lamas und Generälen, auch eine von Lhassa, an der Wand. Der Lama Haushälter konnte gut chinesisches kochen und schleppte alle Genüsse herbei, die die Stadt zu bieten hatte, besonders liebte er es, Schale auf Schale des Gauliangschnapses zu leeren. Wir hatten noch eine Woche bis zum Feste und benützten sie, die Tempel zu betrachten und die Gegend zu durchstreifen. Das Merkwürdigste, was wir dabei fanden, war das Totenfeld. Mitten auf der Ebene liegen Totenschädel, Knochen, halbvertrocknete mumienartige Leichname. Die Mongolen, auch manche tibetische Stämme, legen ihre Toten einfach aufs Feld und überlassen sie den Tieren zum Fraß, kaum bekleidet. Während sich Wölfe und Raubvögel darum mühen, sprechen die Lamas in der Nähe tagelang ihre Gebete. Man glaubt, je rascher ein Körper verschwinde, desto besser sei seine Seele. Nur in einem so dünn bevölkerten, endlosen Lande konnte sich dieser barbarische Kult halten. Wenn die Nähe des Toten unangenehm wird, klappen die Nachbarn ihre Jurten eben ab und ein bißchen weiter weg wieder auf. Ehe ich auf die Tempel und Feiern eingehe, möchte ich einiges Allgemeine über den Lamaismus einfügen.

Wie das Christentum bei Völkern verschiedener Lebensweise und verschiedenen Charakters verschiedene Gestalt angenommen hat, so der ähnlich weit verbreitete Buddhismus in Asien.

In China hat er die nüchterne Moral des Konfuzianismus und den Naturglauben der Taoisten teilweise aufgenommen und ist so etwas vom indischen Buddhismus Verschiedenes geworden. Der Lamaismus stellt die Form des Buddhismus dar, wie sie in Tibet durch Vereinigung mit der Zauberei und dem Naturglauben des Landes entstanden ist. Als der große Kublai Khan im 13. Jahrhundert Tibet den Mongolen unterwarf, drang die Religion der Besiegten in der Mongolei ein, ja, die chinesischen Kaiser haben ihr in ihrem Stammlande in Peking und Jehol Stätten bereitet, da sie erkannten, daß die gefährlichen Mongolen durch die Lamareligion friedlicher wurden. Tibet blieb bis auf diesen Tag das Heilige Land für ganz Innerasien, Lhassa sein Rom und Jerusalem zugleich. Dort wohnt der Papst der Lamakirche, der Dalai Lama, dorthin zu pilgern ist das Ziel, das höchste Glück für jeden Mongolen.

Das Wort LAMA selbst ist mongolisch, bedeutet DER OBERE, HÖHERE, und deutet damit schon den Hauptunterschied des Lamaismus von der Mutterreligion an. Für Buddha gab es keine Kasten; die innere Berufung und Heiligung allein galt. So gibt es auch im chinesischen Buddhismus keinen bevorrechteten Priesterstand, keine eigentliche Kirche. Jeder einzelne soll durch Meditation und Werke, durch Lebensweise und Wallfahrten sich um sein Seelenheil mühen, soll die Tempel besuchen, die hl. Schriften lesen.

Für den ungebildeten Nomaden des tibetischen Hochlandes und der mongolischen Prärie war das zuviel verlangt. Er konnte nicht lesen und schreiben. Der Mongole verstand die fremde tibetische Sprache der hl. Bücher nicht, wohnte oft Hunderte von Meilen vom

nächsten Tempel weg. Die neue Religion war für ihn, genau wie das Christentum für den Germanen des frühen Mittelalters, zu hoch. Er brauchte jemand, der für ihn studierte, der ihm wies, was er zu tun hatte, um das erkannte und erstrebte Ziel zu erlangen, einen Mittler zwischen sich und der Gottheit. So entstand die äußere aristokratische Form des Lamaismus. Der Lama wohnt in den Tempeln, er allein benutzt sie, das Volk wirft nur bei den Festen einen scheuen Blick in die ausländischen Steinhäuser mit ihrem ge-



Lamas von Dolonor mit drei verschiedenen Kopfbedeckungen. Die beiden links sind aus Wolle und im Sommer sehr warm, die rechts aus Leder, goldglänzend. Der Lama rechts trägt chinesische Kleidung.

heimnisvollen Säulenwald. Sie sind Gebetshalle für die Lamas, nicht Aufenthaltsraum für eine betende Gemeinde. Der Lama liest die tibetischen Schriften, schreibt sie sorgfältig in jahrelanger hingebender Arbeit ab, wie die Mönche des Mittelalters ihre lateinischen Bücher; er lernt sie auswendig, seine Zaubergebärden verschrecken die Dämonen, sein Gesang erlöst die Geister aus den Qualen der Hölle. Als Medizinmann heilt er, das Land durchreitend, die Krankheiten und wird in allen wichtigen Entscheidungen des Privatlebens um Rat gefragt.

Natürlich opfert er sich nicht umsonst seinem Nächsten. Wer ihm als Vertreter der Götter Güter schenkt, schenkt diesen selbst. So wuchs der Reichtum der großen Lamaklöster an Herden und Grundbesitz immer mehr. Manche besitzen ganze Länder und Hunderttausende von Pferden, Ochsen und Schafen.

Sie haben das Kapital und den Handel, aber auch die Gerichtsbarkeit, die Kunst und Wissenschaft fast allein in der Hand. Zu den Gaben der Gläubigen kamen die der Fürsten, der chinesischen Kaiser. Denn wer die Lamas auf seiner Seite hatte, war auch des

Volkes sicher. Darum stiftete Kanghsi die Tempel von Dolonor und sandte Brokate für die Hallen und Seidengewänder für die Tänze. Und der Lama andererseits lernte das Volk leiten und beherrschen. Seine Hauptmittel sind dabei: Prunk, Geheimnis und Beschäftigung.

Der einfache Mann hat kein Verständnis dafür, daß der Vertraute der Götter in härenem, zerschlissenem Gewande fastet. Er soll einen Abglanz der Macht seines Herrn an sich tragen. So gibt es keinen stolzeren Anblick als einen Lama im wehenden gelben Mantel, im Purpurgewand, den goldenen Flachhut auf dem Kopf, hoch zu Roß durchs Grüne reiten zu sehen. Was die Kunst Ostasiens aus



Der Westtempel von Dolonor, von Kang-hsi erbaut.

Gold und Silber, Seide und Wolle geschaffen, das hat man in den Tempeln gesammelt, und die großen Feste sind wahre Schauspiele für das Volk. Gibt es eine anschaulichere Darstellung der Schnelligkeit eines Gottes, als jene Figuren mit 6, 12 und noch mehr Beinen, oder seiner Kraft und Macht als die durch die Verdreifachung seiner Arme und Hände? Oder wer muß nicht die Zahl der seligen Geister, der Buddhas, erfassen, wenn er ihrer tausend als kleine Figürchen, jeden in einem Kästchen, an den Tempelwänden aufgereiht sieht, wie die Schubladen in einer Apotheke?

Noch stärker wirkt das Geheimnis: Die fremde Sprache, die Brummgesänge in ihr, die halbdunklen Hallen, die Zaubersprüche und Gebärden, die hl. Instrumente, welche vielfach aus Menschenknochen gebildet sind. Donnerkeil, Weihwasserbecken, Glocke und Schädel-schale oder Gabala sind die bekanntesten. Es ist kein Zufall, daß die beiden Religionsformen, die sich am längsten und erfolgreichsten in der Kunst der Massenbeherrschung geübt haben: Lamaismus und Katholizismus, auffallende äußere Ähnlichkeit in ihren Bräuchen zeigen. Die ersten kath. Missionare, die das Treiben der Tibeter beobachteten, waren ganz verblüfft darüber. Die einen meinten, Gott habe offensichtlich die tibetischen Heiden zur Aufnahme des christlichen Glaubens schon vorbereitet, die andern, der Teufel habe sich

da einen furchtbaren Scherz erlaubt, indem er durch Heiden die christlichen Bräuche nachäffen ließ. Man fand u. a. einen Papst, Choräle, Beichte, Weihwasser, etwas wie eine Mutter Gottes und Dreieinigkeit, Prozessionen, Teufelsaustreibung, ähnliche Kleidung der Geistlichen, Rosenkranz, Fasten, Räuchergefäße, Heiligenkult, Segnen durch Auflegen der rechten Hand, Wallfahrten, Reliquien, Klingeln beim Gottesdienst, Mönchswesen und Hierarchie. Der Mönch verliert Namen, Familie und Vaterland, er gelobt Armut und Keuschheit.

Man läßt das Volk nicht bloß zahlen, man beschäftigt es auch auf eine passende einfache Art mit religiösen Dingen: unterhält es



Gebetsmühle vor dem Osttempel in Dolon und Lamas mit den wollfransigen Hüten.



Mongolenfrau, die als Buße die heiligen Bücher des Tempels 80 mal auf dem Rücken um den Tempel tragen muß.

(Aufnahme Sacklowski, Peking).

durch Gesang, Musik, Tänze, läßt es Rosenkränze beten und Gebetsmühlen in Bewegung setzen oder den Pack der heiligen Tempelbücher auf dem Rücken 100 mal um den Tempel tragen. Es kniet nieder, wenn das heilige Symbol vorbeigetragen wird, es wirft sich in den Staub, wenn beim Fest der Zug der Lamas zurückkehrt in die Halle. Es darf den Wagen des Gottes an langen Seilen um den Tempel ziehen, alles Körperarbeit, die dem Ungebildeten zusagt und einleuchtet.

Aber die Münze hat auch ihre Kehrseite. Es ist kein Zweifel, daß die Mongolen, die einstigen Weltbeherrscher, heute ein nieder-

gehendes, wo nicht aussterbendes Volk sind. Viele Beurteiler geben dem Lamaismus die Hauptschuld daran. Weil der Lama ein so bevorzugtes Wesen vor Gott und den Menschen darstellt, ist es das natürliche Ziel jeder Familie, wenigstens einen Lama unter den Ihren zu haben. Es wurde daher üblich, daß jeder älteste Sohn Lama wurde, oft folgen andere Brüder, oft bleibt der erste der einzige Sohn. Man hat berechnet, daß ein Drittel aller Männer dem Lamastande angehört. Nach dem Gesetz sollen sie unverheiratet bleiben. Viele



Der Wagen des zweiten Tempels (nur der des Osttempels hat einen Elefant) bei der Rundfahrt.

kümmern sich nicht darum, aber die meisten fallen doch für die Fortpflanzung des Volkes aus. Ferner ist bekannt, daß die von Zeltlager zu Zeltlager wandernden Lamas Geschlechtskrankheiten verbreiten, welche den an sich geringen Nachwuchs beeinträchtigen. Der praktische Mongole nimmt es mit seinen Gelübden nicht so genau. Einmal verliebte sich sogar ein lebender Buddha von Urga in eine schöne menschliche Mongolin und wollte durchaus nicht darauf verzichten, sie zu heiraten. Seine Berater gerieten in größte Verlegenheit, bis schließlich einer auf den Ausweg geriet, man solle die Begehrte zur Göttin erheben, dann stehe ja der Vereinigung nichts im Wege. Das geschah auch zu allgemeiner Zufriedenheit. Wie allen Buddhisten ist es den Lamas verboten, Tiere zu töten und zu essen. Allein sie erklären, in ihrem kalten Lande müsse der Mensch Fleisch essen, und bestimmte Männer dürfen daher Tiere töten. Wenn ein Lama dabei steht, kehrt er sich ab und verhüllt sein Gesicht.

Obwohl der Lama oft schon mit 2 oder 3 Jahren in den Tempel gebracht und geistlich erzogen wird, dabei auch reichlich Prügel zu spüren kriegt, und er mindestens 20, meist aber 40 Jahre alt wird, bis er die Prüfungen bestanden hat, ist er häufig ein ungebildeter Geselle, der mechanisch seine tibetischen Bücher auswendig lernt und von seiner Religion keine Ahnung hat; ja die Zahl der Diebe und Betrüger in ihren Reihen ist nicht klein.



Junger Mongole, der seinen Bruder Lama beim Fest besuchte.

Der Drang, den Buddhismus dem Volksgeschmack anzupassen, hat nicht allein zur äußern Form dieser Priesterkirche geführt, er hat auch die Lehre tief umgestaltet. Bekanntlich ist der Buddhismus eine Erlösungsreligion. Die Welt mit ihrer Not, ihrer Leidenschaft und Schuld wird als etwas Unreines, Drückendes empfunden, von dem sich der wahre Mensch erlösen will. Es kann geschehen durch ein reines schuldloses Leben, gute Werke; aber die meisten müssen zu ihrer Besserung erst wiedergeboren werden, zu ihrer Läuterung die Qual von Geburt und Tod noch einmal oder mehrere Male durchmachen. Wer diesem Kreislauf entronnen ist, über den hat der Schmerz und die Leidenschaft ihr Recht verloren, der lebt wunschlos glücklich im Reiche der himmlischen Geister, im Nirwana, ist ein Buddha, so wie der historische Gautama Buddha und viele vor ihm und nach ihm. Die Buddhas sind ohne Kopfbedeckung dargestellt; neben Gautama, chinesisch Schi-dja-fo, ist der wichtigste unter ihnen Amitabha, chinesisch Omitofo.

Nun gibt es aber Heilige, die an sich alle Stufen durchlaufen haben und ins Nirwana eingehen dürften, die aber darauf verzichten,

weil sie den Menschen auf Erden helfen wollen. Das aber können sie vom Nirwana aus nicht mehr. Diese Buddhaanwärter und Menschenhelfer sind die Bodhisattvas oder chinesisch Pusa. Die wichtigsten unter ihnen sind Kwanyin, die milde liebende Göttin, die besonders in Putu verehrt wird, und Maitreya oder Milofo, in China als Dickbauchbuddha bekannt. Er steht gutmütig lächelnd am Eingang der Tempel, Blumen in der einen Hand und den Beutel mit den Gaben der Zukunft in der andern. Wenn auf Erden die Macht des Bösen aufs höchste gestiegen ist, wird Buddha ihn herabschicken, damit er als ein Messias das tausendjährige neue Reich heraufführe.



Die Maske des Milofo und einiger seiner Begleiter.

Eine dritte Klasse sind die Heiligen oder Lohan oder Arhat. Sie haben sich persönlich zum besseren Leben durchgefunden, nehmen aber nicht wie die Pusa an der Besserung und Rettung der Welt teil, sind selbstzufrieden.

Der Lamaismus hat eine weitere Gruppe ganz neu geschaffen, die sog. Lebenden Buddhas, entsprechend dem Streben des Primitiven nach Anschauung, nach Anbetung des Sichtbaren, Greifbaren.

Der Geist von heiligen Männern wird immer wieder in Menschen geboren, um seine heilsame Sendung zu erfüllen. Die Lamas suchen diese Wiedergeburten oder Inkarnationen auf und erheben sie an die Spitze ihrer Hierarchie, ihres Priesterstaats. Es gibt ihrer 7, die meisten sind Tibeter, wie der oberste von allen, der Dalai Lama in Lhasa. Er stellt die Wiedergeburt des Königs Gampo dar, der den Buddhismus in Tibet einführte. Der zweite ist der Panschen Lama in Taschilumpo bei Schigatse in Tibet, die Wiedergeburt des Reformators Tsong kapa.

Der dritte war bis 1924 der Cheptsundampa Hutuktu von Urga in der Nordmongolei, ebenfalls die Inkarnation eines tibetischen Heiligen. Seit die Russen dort oben den Ton angeben, ist er nicht

mehr geboren worden. Ein vierter namens Djang-dja-fo ist die Wiedergeburt eines Dalai Lama-Gesandten an den Kaiser Kanghsi. Ihm wurde vom Kaiser der Tempel Dolonor erbaut und als Wohnsitz angewiesen. Kien Lung ließ seinen Nachfolger nach Peking kommen, wo sein Tempel aber 1908 abbrannte. Seitdem residiert er auf dem Wutaischan in Schansi.

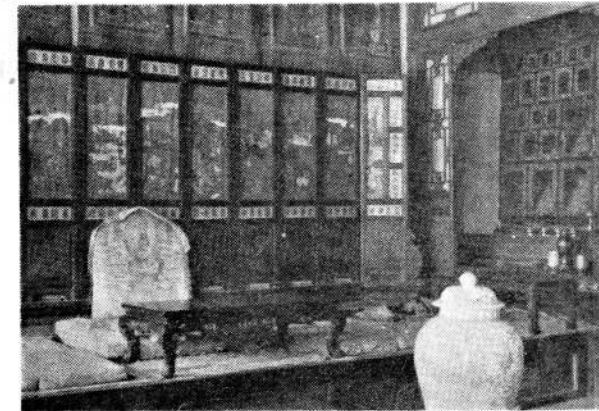


Das Bildnis eines Lebenden Buddha. Darüber die Photographie seiner gegenwärtigen Inkarnation.
(Aufnahme Sacklowski, Peking).

Die Hauptschwierigkeit bei diesem Kult ist es natürlich, herauszufinden, in welches eben geborene Kind der Buddhageist aus dem sterbenden Leib des früheren Lebenden Buddha eingekehrt ist. Besondere Zeichen wie Sternschnuppen oder Unruhe der Herden leiten die Abordnung der Lamas, die unter Führung von Astrologen zu dem Zwecke das Land durchsucht.

Gewöhnlich findet sie 4 oder 5 Kinder, auf welche Zeit und Umstände der Geburt passen. Aus ihnen wird auf verschiedene Weise, auch durchs Los, das richtige bestimmt. Man legt auch die

Insignien des verstorbenen Buddha dem Kinde vor. Wendet es sich ab, so ist es nicht das wahre, lächelt es sie an oder ergreift es sie, so ist das ein Beweis für den echten Geist in ihm. Dann wird es von den Lamas sorgfältig für sein hohes Amt erzogen, als Gott verehrt, um halb erwachsen seine fürstliche Stellung einzunehmen.



Die prächtige Wohnung für den Lebenden Buddha, der gewöhnlich auf dem Wutaischan wohnt.

Jeder Lamatempel gehört einem solchen Lebenden Buddha an, ist wesentlich eine Wohnung für ihn. Prunkvolle Gemäcker stehen für seinen Besuch bereit. Im Tempel steht sein Thron, mit goldener Decke verhüllt. Sonst dienen die Tempel als Andachts-, ja sogar

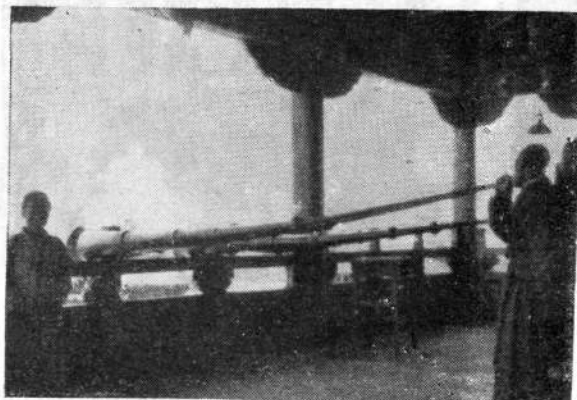


Die Zelte und Wagen der Zuschauer vor dem Osttempel während der Tänze.

als Speisehalle für die Lamas. Nur zu den wenigen großen Festen, besonders dem der Teufelsaustreibung, strömen die Laien in Scharen nach den Tempeln, aber auch da spielt sich fast alles außerhalb der Mauern, in Höfen, oder ganz im Freien, ab.

Vom 13.-15. des sechsten chinesischen Monats, nach dem Mondjahr, lockt das große Lamafest der Teufelsaustreibung die Mongolen zu Pferde und in Ochsenkarren von weiter Ferne nach den Tempeln. Nicht selten sind sie 14 Tage unterwegs, aber fast jede Familie hat ja Verwandte im Tempel und feiert bei dieser Gelegenheit ein fröhliches Wiedersehen, wobei mit dem mitgebrachten Milchwein nicht gespart wird.

Wochenlang vorher haben die Lamas ihre Tänze geprobt, ihre Riesenhörner brummen lassen, sodaß wir mehr als einmal umsonst



Diese etwa 5 m langen Kupferhörner werden in der Festzeit morgens und abends geblasen.

nach einem Flieger ausschauten. Der Platz vor dem Tempel ward von Gras gesäubert, Buden und Zelte wurden aufgeschlagen und die alten Seidengewänder der Tanzenden aus den Truhen geholt.

Wer bei diesem Fest einen Ausbruch religiöser Inbrunst oder des Fanatismus und der jubelnden Freude erwartet, wird enttäuscht sein. Aber das ist eine Beobachtung, die wir bei allen primitiven Völkern, auch bei ungebildeten Chinesen, machen können. Sie sind weniger lebhaft, aber gutmütiger, formloser als wir Zivilisierten mit unseren erregbaren Nerven. Wenn freilich einmal die Starrheit durchbrochen ist, dann ist kein Verstand, keine Vernunft mehr imstande, dem Strom der Leidenschaft, der Wut oder Grausamkeit zu steuern.

Die tagelangen verschlungenen Geschehnisse des Festes lassen sich in drei Handlungen zergliedern: Buddha und die von ihm besiegten Dämonen kämpfen wider den Teufel, töten ihn und feiern ihren Sieg in Tänzen.

Ein Pfeil wird verehrt und verbrannt, welcher die Gebete der Menschen den Göttern zutragen soll. Und zuletzt wird der Gott der Zukunft im goldenen Wagen rings um den Tempel gefahren.

Während sich am Morgen des ersten Tages das Volk draußen in den Höfen um die Buden versammelt, betreten wir den Haupttempel. Auf ihren Polstern in zwei Reihen hocken die Lamas, fast verhüllt unter ihren gelben Mänteln. Der Vorsänger in der Mitte, Donnerkeil und Glocke in der Hand haltend, leitet den eintönig auf- und niederwallenden Brummgesang in tibetischer Sprache. Während an andern Tagen nach dem Gesang große Kübel voll dampfenden mongolischen Tees hereingetragen werden und in den heiligen Hallen ein herzhaftes Schmatzen und Schlürfen erschallt, erheben sich die Lamas heute



Ein buntbemaltes pfeilartiges Gebilde wird von zwei Lamas aus dem Tempel getragen, um nachher im Freien verbrannt zu werden.

(Aufnahme Sacklowski, Peking).

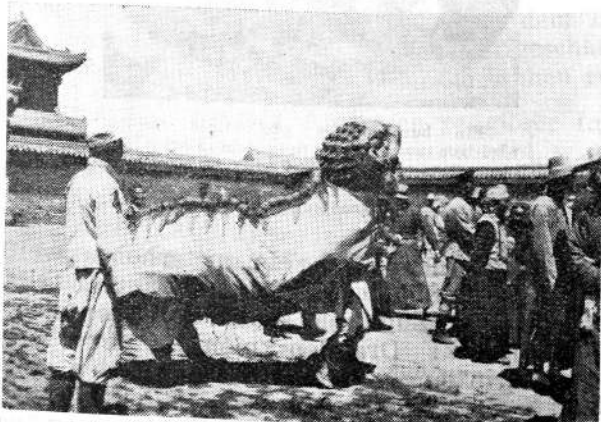
sogleich. Vier fassen den Pfeil, ein meterhohes weiß und rotes Papiergebilde, einer Pyramide ähnlich, die Musik tritt voran, die andern ordnen sich zum Zuge und die Tore öffnen sich. Und nun, welch seltsamer Anblick! Draußen knien die Menschen, einer dicht hinter dem andern, in langer Kette quer durch den ganzen Hof bis unter die Eingangspforte, Männer, Frauen und Kinder, Vornehme und Geringe, damit der Pfeil über ihre Köpfe weggetragen werde. Kaum ist es geschehen, so wirbelt die stumme Kette wie befreit in einem bunten Trubel auseinander. Das Auge kann all die Farbenpracht kaum fassen, den blauen Himmel, die weißen Zelte, roten Mauern, blaubeckten Pekingkarren, die gleißenden, leuchtenden Seidenröcke der Mongolinnen und Chinesinnen.

Aber das war ja erst der Beginn! Schon hopsen die drei ungefügen Fabeltiere, Löwe, Tiger und schwarzer Stier, von je zwei Lamas getragen, die Treppe herab unter das kreischende Volk. Ihnen folgt die Lamamusik mit Pauke, Schellenbaum, Zimbel, Flöte, Klarinette



Die Mongolen hocken in langer Kette auf den Boden, damit der Pfeil über sie weggetragen werde. Der Kopfschmuck der Frauen aus Gold und Korallen ist deutlich zu erkennen. Links stehend der „General“ der Mongolensoldaten.

und einer Mehrrohrflöte, einer Art kleiner Orgel. Natürlich unterscheiden sich alle Instrumente wesentlich von den entsprechenden europäischen. Neben dieser harmonisch-fröhlichen Kapelle trat nachher als Begleitung der Tänze eine zweite von einförmigdüsterem



Der Löwe, eines der drei Tiere beim Teufelsfest.

Charakter auf: Trommeln, Trompeten und Messingdeckel. Während sich gleichzeitig die maskierten Lamas, etwa 40 an der Zahl, zum Tanzplatz drängen, erscheint feierlich langsam der unübertreffliche Milofu mit seinem lächelnden, dicken Kindergesicht, begleitet

von zwei lustigen Kleinen, die ihm die Fliegen von der leuchtenden Glatze wedeln müssen. Nicht ohne Grund thront dieser Maitreya, dies ist sein indischer Name, während der ganzen Teufelsszenen, ohne Angst vergnügt zusehend, am Ende des Platzes, gleichsam den guten Ausgang verbürgend, und verläßt ihn zuletzt, nach allen Seiten nickend und holdselig schmunzelnd: Er ist ja der Gott der Zukunft, der Messias, er wird die von Teufeln und Dämonen geplagte, in Sünden verlorene Welt erlösen.



Einer der 21 Darachos.
(Aufnahme Sacklowski, Peking).

Nachdem sich alles Volk um den Platz aufgestellt hat oder in Wagen und Zelten untergekommen ist, beginnen die stundenlangen Tänze der Dämonen, erst zu zweien oder vierten: rote, grüne, schwarze Menschenfratzen, Tiermasken, Totenköpfe, Gerippe, dann die beiden Hauptgestalten, der riesige Stierdämon Jamantaka und der flinke Hirsch Guroso und schließlich die Schar der 21 Darachos, tibetische Heilige verewigend, die den Buddhismus in die Mongolei gebracht haben sollen. Während man bei den ersten Tänzen keinen Sinn finden kann, dreht sich später alles um die Teufelspuppe, welche

von zwei Totengerippen hereingetragen und auf einen Tisch gelegt wurde. Die Tänze werden lebhafter, die Darachos schwingen papierene Dolche in der einen, Beinschalen zum Blutauffangen in der andern Hand und wirbeln damit auf den Teufel zu und wieder



Der Stiergott Jamantaka bei den Tänzen.

zurück, aber immer in gemessenen, vorgeschriebenen Bewegungen, durchaus stilisierter Kunst. Die Lamas brummen dazu eine schauerliche Todesmelodie, wie um die Tänzer anzufeuern. Im ganzen sind die Tanzbewegungen einfach und ohne viel Abwechslung: Bein hochschlagen, hüpfen, im Kreise schreiten oder laufen. Ein Meister-



Schlussgruppe bei den Tänzen. Vorn der Stier, links der Hirsch.

stück aber vollbringt der Hirsch in seinem Siegestanz nach dem angenommenen Tod des Teufels. Wie er frohlockend um die Puppe rast, ihr die Eingeweide, kleine Steinchen in Wirklichkeit, aus dem Leibe reißt und sie in alle vier Winde streut, wie er zuletzt den

Göttern dankt, das erinnert an die Leistungen russischer Kunsttänzer.

Nach den Tänzen bricht die ganze Menge, Zuschauer, Lamas, Masken, bunt durcheinander auf und wogt hinaus in die grüne Steppe, die Musik mit dem Pfeil in der Mitte. Draußen ist schon ein Reisigstoß errichtet, das Volk scharrt sich darum in weitem Kreis, die Lamas singen, die Musik spielt; einer zündet unter allgemeiner Spannung den Holzhaufen an, ein anderer springt vor und wirft den



Einige der Masken, die an dem Teufelstanz teilnehmen. Die einst prachtvollen Gewänder sollen Schenkungen der chinesischen Kaiser sein, besonders des Kang-hsi.

(Aufnahme Sacklowski, Peking).

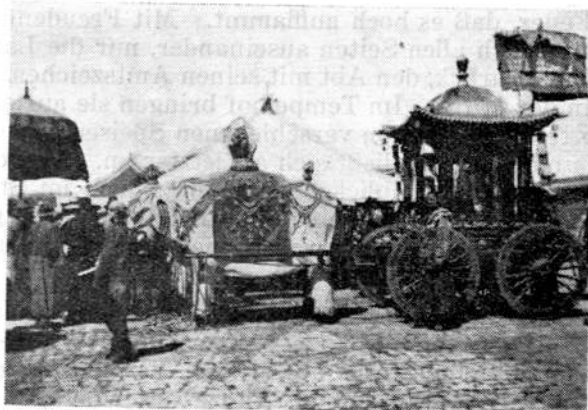
Pfeil in das Feuer, daß es hoch aufflammt. Mit Freudengeheul rennt die Volksmenge nach allen Seiten auseinander, nur die Lamas kehren feierlich im Zuge zurück, den Abt mit seinen Amtszeichen, Glocke und Donnerkeil, in der Mitte. Im Tempelhof bringen sie auf einem Tischchen dem Gotte ein Opfer von verschiedenen Speisen dar, die Masken folgen ihnen und Milofo schließt sich als letzter an. Vor dem Tempel noch ein merkwürdiger Anblick: Auf dem Bauch im Staube liegen ein paar alte Mongolen hintereinander und lassen den ganzen Zug über sich wegsteigen. Damit wollen sie sich besondere Seligkeit verdienen.

Als wir früh am nächsten Morgen den Hof betraten, stand schon der goldene Gotteswagen, mit dem weißen Holzelefanten bespannt, bereit. In ihm saß eine Statue des Milofo, die man aus dem Tempel gebracht hatte. Erst wurden die Tänze des Vortages wiederholt, dann machte sich der ganze Haufe auf den Weg. Die Fabeltiere tollten voraus, die Musik strömte ins Grüne und schon rollte auch der Wagen heran, umdrängt von dem schreienden Volk, gezogen von den Gläubigen an zwei langen Seilen. Frauen und Männer, Soldaten und Zivilisten, Chinesen und Mongolen halfen bei dem frommen Werke.



Die Lamas kehren nach der Verbrennung des Pfeils zum Tempel zurück.

So ergoß sich der Zug mit all den Karren, Reitern und Wagen in malerischem Gewirr ins Grüne, wurde kleiner und kleiner und erschien zuletzt wie ein kribbelnder Haufe um einen goldenen Punkt, der in der Sonne glitzerte. Die ganze Fahrt um den Tempelbezirk dauerte

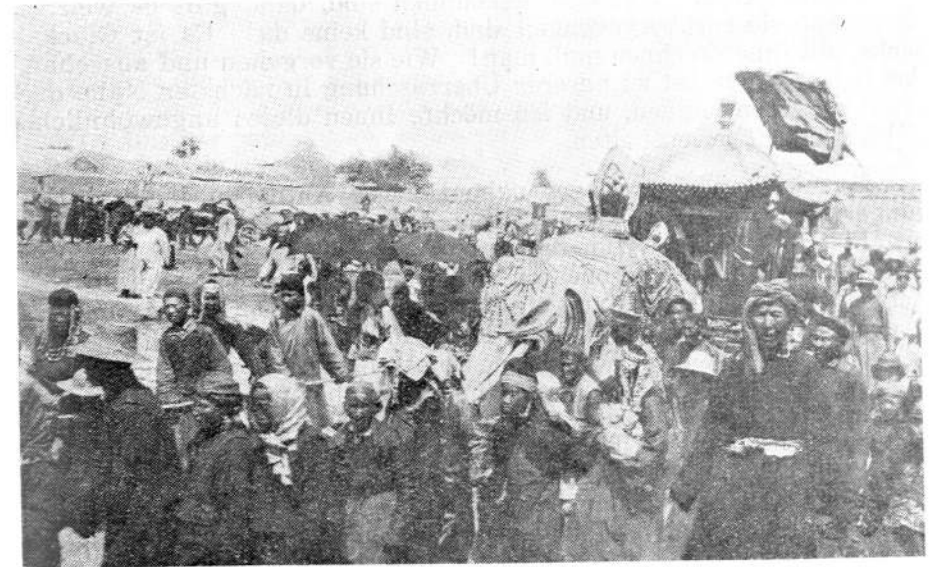


Der Wagen des Milofa, mit einem hölzernen Elefanten bespannt.

über drei Stunden, denn in jeder Himmelsrichtung mußte man einmal halten, lange Gebete singen und Opfer darbringen! Gegen Mittag war man zurück. Vier Lamas hoben den Gott aus seinem Wagen

und trugen ihn rasch und still in den Tempel zurück, der nun wieder ein Jahr lang ruhig und verlassen stehen sollte, während draußen Reiter und Wagen sich in der Ferne verloren.

Am Abend liegt tiefster Friede über den dunkelnden Matten, über den weiten klaren Berglinien vor dem hellen Himmel, den grasenden Tierlein der Herden nah und fern, über den wirren Tempeldächern, von wo die Lamas langgezogen flöten. Schwalben schwirren



Der Wagen des Milofa wird von den Gläubigen um den Tempelbezirk gezogen.

über die Höfe, um die wenigen Bäume. Dolonor strahlt herüber wie eine arabische Märchenstadt golden mit ihren Türmen und Pagoden, und der Hof vor dem Haupttempel erinnert an ein Ludwig Richterbild, wie die Abendsonne um die krausen Dächer spielt, um den gemütlichen Trommel- und Paukenturm, wie die Vögel auf Pflaster, Dach und Gebälk sitzen, Kinder in Scharen auf der Stein-
treppe und im Hofe spielen. Gutmütige Soldaten sehen vom Fenster des Turms herab und einer schlägt die tiefe Baßstimme der Glocke an. Von droben unterm Vordach lugen die 5 m langen Hörner herab, man sieht nur die Köpfe und ein Stückchen der roten Gewänder der Abendbläser. Wir steigen hinauf und leisten den Musikanten Gesellschaft. Einer schlägt die Pauke, ein anderer die Klappdeckel, einer bläst die hölzerne Flöte, ein vierter die Flöte mit vielen Rohren. Von weitem klingt die Musik behaglich abendlich, erinnert an Schalmeyen und Waldhörner, von nahem durchdringend und eintönig; aber wunderbar verwachsen mit dem weiten großen Lande. Jene Abende eines restlosen Friedens, einer wunschlosen Ruhe unter dem

Dach, über den Dächern, das war vielleicht der stärkste, unvergeßlichste Eindruck jener mongolischen Wochen.

Zum Schlusse möchte ich noch kurz auf die politischen Verhältnisse des Landes eingehen. Sie stellen uns zwei Fragen, die der Sicherheit, die Räuberfrage, und die des Zusammenlebens von Chinesen und Mongolen, die Nationalitätenfrage. Auf die Räuberfrage gibt es keine bessere Antwort als die klassische Darlegung eines Mongolen, den wir fragten, ob es in der Gegend, die er durchreiten wollte, keine tufei gebe.: Wenn sie gekommen sind, dann gibt es welche, aber wenn sie vorübergegangen sind, sind keine da! Es ist Glückssache, mit ihnen rechnen muß man! Wie sie vorgehen und aussehen, das haben wir selbst zu unserer Überraschung in nächster Nähe der Stadt erfahren können, und ich möchte Ihnen dieses ungewöhnliche Erlebnis nicht vorenthalten.

Wir wollten eines Tages nahe Dolonor Antilopen jagen. Ein junger Mongolensoldat und ein Lama, der eine mit Gewehr, der andre mit Pistole bewaffnet, führten uns in die richtige Gegend, alles zu Pferd natürlich. Wir erblickten auch bald eine ganze Herde der rötlichgelben Tiere, eines stand abseits, uns näher. Der Lama und ich blieben als Unbewaffnete bei den Pferden, die beiden Gewehrmanen schlichen sich an das Tier heran, schossen, aber trafen nicht; den zweiten Angriff bereitete man noch strategischer mit Umgehung und Abschneiden des Rückzugs vor, aber auch er scheiterte durch die Schnelligkeit der Antilopen oder mangelnde Treffsicherheit der Schützen. Schon auf dem Hinweg hatte der Soldat behauptet, auf einem der fernen Grashügel Räuber gesehen zu haben. Es war uns bekannt, daß ehemalige chinesische Soldaten seit langem die Gegend verseuchten und fast jeden Verkehr unterbanden. Nur die Autos blieben unbehelligt, weil sie schneller als die Pferde seien, wie die Chinesen meinen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Autogesellschaft den Banditen eine Abfindungssumme bezahlt, denn in dem sumpfigen Gelände, in dem das Auto kaum vorwärts kommt, wäre es ein Leichtes, es zu schnappen. Wegen der Unsicherheit hatten die Mongolen in weitem Umkreis ihre Zeltlager abgeschlagen, das Land wurde frei für chinesische Bauern. Vielleicht war das eine Nebenabsicht der Behörden, wenn sie dem Unwesen so wenig entgegentraten. Meistens stehlen die Räuber Pferde und Vieh, noch mehr locken sie natürlich Geld und Waffen.

Wir hielten unseres Soldaten Verhalten für Wichtigtuerei, als er auf dem Heimweg auf einmal „tufei“ schrie und wie besessen nach links über die nächste Geländewelle davongaloppierte. Ich sah zunächst garnichts und trabte gemütlich hinterdrein, dann erblickte ich in der Ferne ein paar Reiter und unsern Helden, wie er in vollem Galopp schießend hinter ihnen dreinjagte. Die Schüsse klangen so fern, daß ich glaubte, es müsse weiter weg noch eine Partei gegen die Gesellen eingegriffen haben. Da traf ich wieder meinen Be-

gleiter, der als alter Feldsoldat auf dem Bauche lag und, was das Zeug hielt, drauflosknallte. Vielleicht 800 m entfernt erkletterten 2 Mann des Feindes einen Hügel, um besser schießen und die Lage überschauen zu können. Auf einmal kam unser Soldat zurückgerast und brüllte, „pau pau“! Ich dachte wieder, er mache sich wichtig, setzte mich auf meinen Gaul, und der galoppierte schon von selber seinem Freunde nach. Als wir hinter dem nächsten Hügel Deckung hatten, erklärte der Soldat daß zwei Feinde uns umgehen wollten, zwei andere uns verfolgten, und außerdem sein Gewehr nicht mehr arbeite. Wir beiden Unbewaffneten ritten weiter nach Hause und alarmierten das Mongolenheer. Unterwegs fanden wir 40 Ochsenkarren, denen die Räuber die Ochsen abgespannt und weggetrieben hatten, zwei km von dem Tempel und drei oder vier von der Stadt weg. Die beiden andern folgten bald, da sie allein nichts ausrichten konnten. Nachmittags rückte dann ein Dutzend Soldaten aus und verfolgte die Räuber mit ihren 40 Ochsen, aber die Räuber schossen besser, trafen einen in Brust und Arm, was die Soldaten so betrübte, daß sie erfolglos alsbald wieder nach Hause ritten.

Wer sind diese Räuber? Die Mongolen behaupten, ausnahmslos Chinesen, entlaufene, gut bewaffnete Soldaten, die sich die besten Pferde stehlen, sodaß sie besser ausgerüstet sind als ihre Gegner. Daß sie nicht schlecht schießen, hatten wir selbst feststellen können. Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß es unter den Mongolen in der Grenzprovinz Tschahar auch viel Gesindel gibt. Herr Larsen, der sich Herzog der Mongolei nennt, in Kalgan wohnt und mit 40 jähriger Erfahrung wohl der beste Kenner des Volkes, meint, durch das Zusammenleben mit den Chinesen haben die Mongolen ihre guten Eigenschaften verloren, seien verlogen, diebisch und räuberisch geworden. Um die ganze Frage zu entscheiden, muß man erst das Verhältnis zwischen Chinesen und Mongolen überhaupt kennen, beider Geschichte betrachten. Der moderne Chinese sieht in der Mongolei einen Teil Chinas oder einen Vasallenstaat, in China den Kulturbringer, den überlegenen Beherrscher der primitiven Ureinwohner.

Der Mongole dagegen betrachtet den Chinesen als den verweichlichten Bewohner der Städte, der kaum reiten kann, es in seinem rauhen Klima nicht aushält, als den Angehörigen eines Volkes, das von seinen Vätern unterworfen wurde. Wenn die Welt heute glaubt, die Mongolei gehöre zu China und nicht umgekehrt, so liege das nur daran, daß die Mongolen es für unter ihrer Würde halten, Geschichtsbücher zu schreiben.

Und sie haben nicht so unrecht. Zweimal mindestens ist von den Hochebenen der Mongolei aus China unterjocht worden, zweimal sind gewaltige Kriegszüge gegen Westen unternommen worden. Das erstmal durch die Hunnen, die als Hsiung nu im 3. Jahrhundert über Teile Chinas herrschten und im 4. und 5. Jh. fast ganz Europa, unter Attila besonders, in Entsetzen jagten.

Noch furchtbarer war der zweite Sturm, der mit dem Namen Dschengiskans des „Meeresgleichen“ Kans verbunden ist. 1155 als Sohn eines kleinen Mongolenfürsten geboren, unterwirft er zuerst die Nachbarstämme, läßt sich als Großkan von allen Mongolen huldigen, bezwingt in dreijährigen Kämpfen Nordchina und Peking und wendet sich mit einem Heer von 70000 Mann nach Westen gegen die islamischen Reiche; Persien wird erobert; seine Scharen branden bis zur schlesischen Grenze, schlagen dort 1241 den Herzog, ziehen sich dann aber nach Ungarn zurück, da im selben Jahr der Ogotai Kan in Karakorum gestorben war. Dschengiskan selber, der Beherrscher Asiens von Korea bis zur Wolga, war schon 1228 verschieden. Im Gegensatz zu anderen Erobern verstand er, sein Werk über seinen Tod hinaus zu halten; seine 4 Söhne folgten ihm und bauten das Riesenerbe aus. Der schon genannte Ogotai schob die Grenzen vor bis Moskau, Polen, Armenien; in China bis zum Gelben Fluß, belagerte ohne Erfolg die chinesische Hauptstadt Kaiföng, die mit Schießpulver verteidigt wurde. Dschengiskans Enkel Kublai Kan übernahm die östliche Reichshälfte und machte in China der Sung-dynastie ein Ende (1279). Er, der Begründer der Yüandynastie, kann schon als Chinese angesprochen werden. Andere Führer eroberten gleichzeitig im Westen Syrien mit Antiochien, Kleinasien, Irak mit Bagdad, aber zu einer einheitlichen Reichsbildung kam es nicht mehr. So seltsam es klingen mag: die rohen mongolischen Nomadenhorden, die scheinbar nur alle Kultur in Trümmer schlugen, haben dem abgeschlossenen China große Dienste geleistet, indem sie es für arabische, persische, selbst europäische Einflüsse öffneten. Bis 1400 bleibt Iran unter mongolischen Herrschern, Turkestan, mit einer Unterbrechung unter Timur, bis 1600, die Krim bis 1786. Während Dschengiskan in Indien nur Raubzüge im Pandschab unternommen hatte, gelang es Timur, dem 1336 geborenen Nachkommen eines mongolischen Heerführers aus Turkestan, das Land bis über Delhi und den Ganges hinaus zu unterwerfen und mit Iran, Persien, Armenien zu einem neuen asiatischen Großreich zusammenzuschließen. 1403 erlag ihm auch das Heer der Türken bei Angora. Ehe er einen geplanten Feldzug gegen China ausführen konnte, starb er in seiner Hauptstadt Samarkand, wo sein Grab noch zu sehen ist (1405).

Obwohl die Mongolenkaiser Großes für China geleistet haben — der Kaiserkanal wurde durch sie vollendet, Peking verdankt ihnen seine dem mongolischen Zeltlager entsprechende Anlage, — wurden sie schon 1368 von einem buddhistischen Mönch, der sich zum Räuberhauptmann gemacht hatte, gestürzt und von der nationalen Ming-dynastie abgelöst. Als diese ihrerseits 300 Jahre später von den Mandschus, Nomaden aus der Amurgegend, geschlagen wurde, geschah dies mit Hilfe der Mongolen. Für ihre Waffenhilfe erhielten sie eine Reihe von Rechten und Zusicherungen.

Während seit 1644 die chinesischen Bauern sich in der Mandschurei ansiedeln durften, blieb ihnen nach diesen Verträgen die

Mongolei verschlossen. Heiraten zwischen Mandschuren und Chinesen waren verboten, solche zwischen Mandschuren und Mongolen wurden begrüßt. Keine chinesischen Truppen durften die Mongolei betreten, keine Abgaben gefordert werden, im Gegenteil erhielten die mongolischen Fürsten vom Kaiser Geschenke. Trotzdem dauerten zunächst die Einfälle der mongolischen Banden fort, sodaß man die Große Mauer weiter ausbaute und in Jehol einen nördlichen Stützpunkt gegen sie errichtete. Allmählich wirkte jedoch ein sichereres Mittel als Waffengewalt auf die Mongolen. Schon die Ming hatten den Lamaismus gefördert, da er das wilde Volk sichtlich sämftigte. Diese Politik setzten die Mandschus fort; der Wandertrieb der Mongolen beschränkte sich immer mehr auf Pilgerreisen nach Tibet und führte da zu unglaublichen Leistungen. Wenn man die Berichte der mongolischen Lamas von ihren Reisen hört, öffnet sich einem eine ganz neue Welt, so groß wie die chinesische oder europäische. Ein Lama, 49 Jahre alt, erzählt uns z. B., seine erste Reise habe er mit 16 Jahren gemacht, eben jetzt reite er 1500 Li nach Norden in die Gegend von Hailar, um die 20-30000 Stück Vieh des Tempels zu besichtigen und zu zählen, einmal ritt er nach Harbin, einmal nach Tschang-an, dreimal nach Tibet, bis zu 6000 Li sei es gewesen, das sei schon nahe bei den Westländern, meinte er. Dort in Tibet gebe es besonders gefährliche Räuber, die nehmen den Reisenden nicht bloß das Geld, sondern auch das Leben. Mit China, behauptete er, gehe es abwärts, seit es keinen Kaiser mehr habe und mit Deutschland, fügte er philosophisch hinzu, sei es ja ebenso. Und er hatte von seinem mongolischen Standpunkt aus Recht, wenn er die Revolution in China als Unglück betrachtete. Seit 1911 kehrten sich die Chinesen nicht mehr an die alten Verträge der Mandschukaiser und begannen im Süden energisch, das Land mit ihren Bauern zu besiedeln und anzubauen. Die Mongolen schlossen daher einen Schutzvertrag mit Rußland, und als die Chinesen ein Heer schickten, verstanden es die Mongolen, im Kleinkrieg auf ihren schnellen Pferden ihr Land so erfolgreich zu verteidigen, daß Yuan Shi-kai sich zu Verhandlungen herbeiließ, die Larsen leitete. 1915 einigten sich Rußland und China über den Kopf der ungebildeten, hilflosen Mongolen weg im Vertrag von Kiachta. Als Rußland durch den Weltkrieg die Hände immer mehr gebunden wurden, glaubten die Chinesen den Augenblick zur Unterwerfung gekommen und sandten den General Hsu mit einer Division nach Urga. Der sperrte den Lebenden Buddha, den Hutuktu von Urga, ein. Denn die Mongolen hatten ihn nach der Absetzung der Mandschus zu ihrem Kaiser erhoben, wohl in Nachahmung des tibetanischen Vorbilds, wo ja auch der oberste Lama zugleich weltlicher Herrscher ist.

Nun gestalteten sich die Dinge höchst dramatisch. Die Mongolen suchten wieder Hilfe bei den Russen, ohne von dem Kampf zwischen Weiß und Rot dort zu wissen. Die Weißen unter Baron von Ungern-Sternberg erschienen zuerst und vertrieben den Kleinen Hsu,

der die Mongolen mittlerweile einen Vertrag der Unterwerfung hatte unterschreiben lassen, wurden aber ihrerseits nach 18 Monaten von den Roten vernichtet. Die Bolschewisten verstanden es, den Mongolen zu schmeicheln, sie durch Anleihen und andere Mittel auf ihre Seite zu ziehen, sodaß sie sogar dem im Jahr 1924 verstorbenen Lebenden Buddha keinen Nachfolger mehr suchten, sondern eine Verfassung nach Sowjetmuster einrichteten. Seit dem steht die äußere oder nördliche Mongolei vollkommen unter russischem Einfluß. Ihr Gebiet ist schroff gegen China abgesperrt, kaum eine Karawane zieht mehr die einst so belebte Straße von Kalgan nach Urga. Die Chinesen haben mitten im Frieden eine Provinz verloren.

Sie suchen den Verlust auszugleichen, indem sie in der südlichen oder inneren Mongolei ihre Stellung stärken. Dort spielt sich seit Jahren ein zäher Kampf zwischen den Mongolen und den chinesischen Siedlern ab, um den Boden der Heimat. Der Kampf ist deshalb so hart, weil sich beide Teile im Rechte wähnen. Die Mongolen, indem sie das Land ihrer Väter, das ihnen vertraglich zugesichert ist, verteidigen, die Chinesen, indem sie die Steppe der Kultur und ihrer überschüssigen Bevölkerung ein dankbares Siedlungsgebiet zuführen wollen. Der Kampf wird auf verschiedene Weise geführt. Bestechung, Lug und Trug, Überreden, Versprechen, Ausspielen der Adligen gegen die Fürsten, bilden wichtige Mittel. Ebenso sind wohl die Räuber, die nur in den Grenzgebieten auftreten, eine der Regierung gar nicht unangenehme Hilfe bei der Vertreibung der Mongolen aus den Grenzgebieten. Die Mongolen behaupten, daß die Soldaten den Banditen sogar Waffen liefern, auch erzählen sie, man habe sich wiederholt an die Behörden, auch an Chang Hsü-liang, gewandt, ohne daß wer einen Finger gerührt habe.

Natürlich haben sich die Mongolen nach äußerer Hilfe umgesehen. Der Russe schien nach seinem Vorgehen in der äußeren Mongolei wohl zu gefährlich, zu radikal, aber im Osten zeigte sich eine nur zu bereitwillige Macht und damit öffnet sich aus dem weltfernen Gebiet dieses Vortrags plötzlich eine Pforte in das politische Treiben unserer Tage: In Kalgan sitzt ein japanischer Konsul, von Kalgan fuhren mit uns zwei japanische Beamte von der japanischen Gesandtschaft in Peking, halbwegs Dolonor kehrten sie aber um, der Räuber Gefahr wegen. Der japanische Hauptmann Nakamura wurde auf einer geheimnisvollen Mission in dem Mandschurisch-mongolischen Grenzland ermordet. Und wir sprachen in Tschahar mit einem hochgestellten, sehr gebildeten Mongolen, der aufs tiefste die Einwanderung der chinesischen Bauern beklagte. Sie seien schon über 100 Meilen von Kalgan aus vorgedrungen. Er finde den Kommunismus gar nicht so übel, warum sich Deutschland denn nicht mit Rußland verbünde, um gegen die gemeinsamen kapitalistischen Feinde zu Felde zu ziehen? Im selben Atemzuge versicherte er, Kriege seien überflüssig, man müsse durch Verhandlungen zum Ziele gelangen. Auf unsern Ein-

wand, daß doch gerade die Mongolen ihr Land nicht kampflos einem fremden Volke überlassen wollten, erklärte er, sie würden ganz gerne etwa dem übervölkerten Japan ein Stück ihres überflüssig weiten Bodens abtreten. Wir haben damals, im Juli 1931 über solche Ansichten gelacht. Die Ereignisse, welche kurz nach unserer Rückkehr einsetzten, haben erwiesen, daß hier nicht mit blassen Theorien gespielt wurde, sondern daß wir einen kurzen Einblick in ein großes geschichtliches Geschehen hatten tun dürfen.